

Nr. 144. Bromberg, den 27. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von **Fritz Mauthner**.

(11. Fortsetzung.)

Über den Versuch, ihn auszuhungern, hatte er sogar in den ersten Tagen lachen können, wenn die Frau des Tomek ihm ein schmackhaftes Essen brachte. Aber er schlug mit geballter Faust auf den Tisch, wenn die gute Seele von den Kämpfen erzählte, die sie um seiner paar Bissen willen auszustehen hatte.

Der Kaufmann wolle ihr seine schlechteste Ware aufdrängen. Das sei für den Deutschen gut genug. Alles müsse sie teurer bezahlen und oft schicke man sie fort, ohne ihr für das gute Geld etwas zu geben. Selbst die Marktfrauen hatten für sie nur die Reste ihrer Waren.

Anton mußte sich ein Fäßchen Bier aus Oberndorf ins Haus legen, weil er vom Brauhaus keinen trinkbaren Tropfen bekam, seine Briefe und Telegramme wurden unregelmäßig bestellt und auf seine Beschwerde wurde geantwortet, er solle sich vor einer Beamtenbeleidigung hüten. Als er sich an einem Treibriemen einmal die Hand gequetscht hatte und in die Apotheke schicken mußte, ließ man den Boten über eine Stunde warten.

Eines Tages, als die Frau des Tomek kein Feuerzeug bei der Hand hatte, um dem Herrn seinen Kaffee zu kochen, ließ man sie in den beiden nächsten Häusern wieder gehen, ohne ihr ein paar Zündhölzchen zu schenken. Und Anton mußte bei ihrem Bericht an die armen deutschen Soldaten denken, denen man im letzten Sommer nach langem Übungsmarsche einen Trunk Wasser versagt hatte, weil sie nicht Slawen waren.

In seiner tragikomischen Not ließ Anton Gegenbauer sich von seinen Beamten leicht überreden, mit ihnen häufig zu Feierabend nach Oberndorf zu gehen. Dort war er in allen deutschen Vereinen ein hochwillkommener Gast, wenn er die Stunden im Wirtshause verbringen und der Familie des Buchhalters oder des Werkführers nicht lästig fallen wollte.

Er fühlte sich eigentlich nicht ganz wohl in dem wichtigtuenden politisierenden Treiben dieser Vereine. Die gespreizten Reden, die feierlichen Abstimmungen und die bombastischen Worte erinnerten ihn unangenehm an das theatralische Tschechentum in Blatna.

Auch kam es ihm vor, als ob sich seine guten Landsleute wider ihre Natur in einen zu wilden Haß gegen die Tschechen hineinredeten und hineintranken. Anton schüttelte den Kopf, wenn fast allabendlich das neueste Parteilied, „Die letzte Schlacht", nach der Weise von Prinz Eugen, dem edlen Ritter, angestimmt wurde. Nur vor einer unvermeidlichen Schlacht hätte er es gut geheißen, die Glut der Kämpfer so zu schüren. Hier schien ihm die Bewegung unreif. Was in diesen Vereinen eine Tat genannt wurde, das war gewöhnlich nur eine Phrase; und diese Phrasen verletzten oft, trotz seines ehrlichen Zorns, Antons Gerechtigkeitsgefühl.

Keine Woche verging ohne eine solche große Tat. Bald drückte der Turnverein „Eiche" einem ehemaligen Minister seine Zustimmung zu irgend einer unklaren Rede aus, bald beschloß der Gesangverein „Wunderhorn" die Fahne unverbrüchlich hochzuhalten, bald erwählte der Feuerwehrbund „Strahl" einen Prager Abgeordneten für irgend ein starkes Wort zum Ehrenmitglied. Und Anton konnte das peinliche Gefühl nicht los werden, daß die Vereinsmitglieder, welche unter verschiedenen Abzeichen immer wieder fast dieselben waren, die Bedeutung ihrer Beschlüsse nicht kannten. Auch auf dieser Seite spielte Ehrgeiz und Eigennutz der Führer in der Hauptstadt, Eitelkeit und Händelsucht der Redner daheim eine große Rolle.

Aber Anton konnte doch wenigstens in seiner Muttersprache, in der Mundart der engsten Heimat mit wohlgesinnten Menschen plaudern. Er konnte an Tagen, an denen die Politik ruhte, mit den Gewerbtreibenden verständige Gespräche führen oder auch bei einem mäßigen Trinkgelage in die guten alten Lieder mit einstimmen.

Von den Vereinen war ihm von Anfang an der Schulverein der liebste, weil dessen Ziel, Schutz der deutschen Kinder gegen Untergang in der tschechischen Schule, nahe und greifbar lag. Der letzte Deutsche von Blatna wußte davon etwas zu erzählen, wie deutsche Sprachinseln von der steigenden tschechischen Flut verschlungen wurden.

Doch auch die Oberndorfer Ortsgruppe des deutschen Schulvereins vergeudete viel Zeit mit hoher Politik. Der Vorstand des Schulvereins war zu gleicher Zeit Sprechwart der „Eiche", Kassenwart des „Wunderhorn" und Brandmeister des „Strahl". Da konnte eine Vermischung der Debatten nicht gut ausbleiben.

Anton hätte gewünscht, daß die Ortsgruppe, welche die eigenen Verhältnisse am besten kannte, innerhalb ihres engen Kreises kräftig und rücksichtslos vorging, um vor allem die deutsche Umgegend der Stadt durch einen Wall von deutschen Schulen gegen den Ansturm der Pfaffen und Tschechisatoren zu schirmen. Statt dessen gab es auch hier eine unnütze Vielschreiberei, und mancher Gulden, der sich aus den Kreuzern der ärmsten Bevölkerung gesammelt hatte, wurde für ein Zustimmungstelegramm an schönrednerische Herren in der Hauptstadt ausgegeben.

Bei alledem fand Anton den sorgenschweren Winter hindurch manche Anregung und den Trost der Zerstreuung bei den Sanges- und Turner-Brüdern in Oberndorf. Er selbst hatte sich niemals hervorgetan, weder durch Reden noch durch Anträge. Zu ernst war sein Blick in die nächste Zukunft gerichtet. Als jedoch nach einer langen strengen Kälte der Frühling mit freudiger Macht aus dem flachen Lande plötzlich bis hier heraufgedrungen war, da erzeugte der Übermut von Blatna plötzlich eine stürmische Bewegung unter den Vereinen in Oberndorf, eine Bewegung, die auch ihn fortriß.

Man wollte dem urdeutschen Städtchen eine tschechische Volksschule aufzwingen. Der Vorgang sollte derselbe sein, wie er sich schon in anderen Grenzgebieten bewährt hatte: in einer allgemeinen Volksversammlung, auf dem St. Josephsberge, sollte einstimmig oder doch mit großer Mehrheit die Notwendigkeit einer tschechischen Schule in Oberndorf beschlossen werden.

In einer solchen beliebten Volksversammlung — „Meeting“ nannten es die tschechischen Zeitungen — wurde gewöhnlich von Tschechen und Deutschen eine Resolution gefaßt, welche den Wunsch nach einem tschechischen Lehrer aussprach. Die Behörde konnte sich solchen Wünschen natürlich nicht verschließen. Was ging es sie an, wie ein solches Meeting zu Stande kam? Daß die slawische Mehrheit von den festgegliederten fanatischen Vereinen, vor allem den „Sokolisten“ — den buntgekleideten tschechischen Turnern — gebildet wurde, daß die deutsche Minderheit allein aus bigotten katholischen Bauern bestand, daß nicht ein einziger seines Volkstums sich bewußter Deutscher teilnahm, danach brauchte die Regierung nicht zu fragen.

Das Meeting auf dem St. Josephsberge bei Oberndorf — es war auf den Mittwoch nach Ostern angesagt — war ein besonders geschickter Schlag der Tschechen. Auf dem St. Josephsberge lag das Kloster der barmherzigen Schwestern, welche dort die Strafanstalt für die schwersten Verbrecher des Reiches und daneben ein kleines Hospital musterhaft leiteten. Der Berg selbst und die ausgedehnten Waldungen bis nach Oberndorf gehörten dem Grafen. Und so schien die Volksversammlung auf diesem Hügel zugleich unter dem Schutze Gottes und des historischen Adels zu stehen. Eine lebhafte Beteiligung der ultramontanen deutschen Bauern konnte um so weniger ausbleiben, als gerade am Mittwoch nach Ostern von alters her im Klosterkirchlein eine Messe gelesen wurde, deren Anhören für besonders segensreich galt.

Die barmherzigen Schwestern von St. Joseph, deren Oberin aus dem höchsten heimischen Adel stammte, genossen überdies im weiten Umkreise bei Deutschen und Tschechen ein gleich hohes Ansehen. Man erzählte fabelhafte Dinge von ihrer Aufopferung und von ihrer Macht über die wilden Sträflinge. Außer einigen Soldaten, welche an den Ausgängen des Kerkers Wache hielten, gab es keinen Mann zur Leitung des Zuchthauses. Die schwersten Arbeiten wurden unter dem milden Befehle der Schwestern gehorsam vollbracht; noch nie war eine ernste Widersetzlichkeit vorgekommen. Die „Heiligen“ hießen die Nonnen bei allen Kindern der Umgegend und die „Heiligen“ hießen sie bei den frommen deutschen Bauern. Innerhalb der Bannmeile dieser Schwestern konnte nichts Unrechtes geschehen. Hierher kamen die deutschen Bauern ohne Arg.

Darum war auch die Rednerbühne, zu der zwei breite Treppen emporführten, auf dem Josephsberge selbst, kaum zehn Minuten vom Kloster entfernt, aufgeschlagen worden, und gleich nach der Messe sollte die Versammlung beginnen.

In der Oberndorfer Ortsgruppe des Schulvereins kannte man die Verhältnisse und Vorbereitungen ganz genau und wußte, daß die Tschechisierung der eigenen Schule sofort begann, wenn das Meeting einen ungestörten Verlauf nahm. Aber von Prag war der Befehl gekommen, zurückzuhalten und im Bannkreise des Klosters keinen Streit zu erheben.

Da trat Anton im Schulvereine zum ersten Male selbständig auf. Tag für Tag hatte er verlangt, daß man sich an der Volksversammlung beteilige und der Gesinnung der freien Deutschen Ausdruck gebe.

Er war nicht durchgedrungen. Der Befehl aus Prag hatte den erwünschten Vorwand gegeben, dem Kampfe auszuweichen. Auch klang es ganz verständig, wenn der Vorstand, der Diplomat der Ortsgruppe, immer wiederholte:

„Wenn wir auch dagegen sprechen, die Resolution wird doch angenommen. Und dann wird noch sicherer der Schein erweckt, als ob die ganze Gegend teilgenommen und nur innerhalb des deutschen Stammes eine Spaltung stattgefunden hätte.“

Umsonst wies Anton darauf hin, daß die gegnerischen Reden auch nur der tschechischen Zeitungen wegen gehalten würden. Der Vorstand sollte darum seine Rede für die deutschen Zeitungen halten.

Noch am Tage der Volksversammlung begab sich Anton frühmorgens nach Oberndorf und versuchte die in Permanenz erklärten Vereine zur allgemeinen Beteiligung zu bewegen.

Doch der Vorstand entschied:

„Eine allgemeine Beteiligung wäre ein politischer Fehler. Und der einzelne wäre verloren, der sich hinwagte!“

„Ich versuch's,“ rief Anton, „und wenn der einzelne Mann nichts vermag gegen ihre Übermacht, so sollen sie sich wenigstens nicht rühmen, uns ohne Kampf besiegt zu haben.“

Niemand redete ab, niemand sprach ein warnendes Wort, aber Anton fühlte es an den warmen Händedrücken und an den freudigen Augen der Jüngeren, daß sie seinen Schritt im Interesse der guten Sache gern sahen, von ihm aber, der sich allein zum Meeting begeben wollte, einen Abschied für immer zu nehmen glaubten.

Da tönte der erste Schuß aus der Lärmkanone und Anton brach auf. Es duldete ihn nicht länger unter den Vereinschwätzern, welche die großen Worte unaufhörlich ausgaben, am Biertisch und in endlosen Debatten über Formeln und Geschäfte, welche aber zu unmännlich waren, um auch nur ein paar Tropfen Blut ihres kleinen Fingers, und sei es für das größte ihrer Schlagwörter, zu verspritzen. Auf dem weiten Wege durch den gräflichen Wald überholte er viele Gruppen von Bauern, welche dem Sammelplatze zuschritten. Die Hauptmassen der slawischen Vereine mußten aber schon an Ort und Stelle sein.

Zehn Uhr war es, als er am Fuße des Hügels anlangte, wo der nationale Kellner Franz eben das dritte Signal mit der Lärmkanone löste. Es war das eine Art Riesenfaß, eine lange, weite, aus Holzdauben geformte Röhre, in deren weiter Öffnung ein Mann aufrecht stehen konnte. Das schmale Ende hatte einen Boden von kaum zwei Fuß Breite; hier war in der Mitte eine kleine Öffnung angebracht und wenn man da eine blindgeladene Pistole hineinsteckte und abfeuerte, so gab es allerdings einen ohrenbetäubenden Schall. Und Franz sah komisch aus, wie er vergebliche Anstrengungen machte, um gleichzeitig beide Ohren zuzuhalten und seine Waffe abzufeuern.

Gerade als Anton vorüberkam, entschloß Franz sich zum dritten Male, den Kanonier zu spielen. Auf Armeslänge trat er vom Schallrohr zurück und suchte mit dem zitternden Zeigefinger den Hahn des Pistols, während er den Kopf so weit als möglich zurückwarf und mit weit aufgerissenem Munde um Hilfe zu schreien schien. Plötzlich ging der Schuß los und Anton sah nur noch, wie der Schütze hintenüberfiel, als hätte ihn eine Kanonenkugel mit fortgerissen.

Anton konnte nicht lachen. Dieses Schallrohr war sonst immer nur im Dienste der Geistlichkeit gebraucht worden. Am Fronleichnamstage, während der großen Prozession, und an des Kaisers Geburtstag zum Hochamt war hineingefeuert worden. Es mußte dem tschechischen Meeting ein großes Ansehen geben, wenn es von einem so ehrwürdigen Lärminstrument angekündigt wurde.

Und was Anton erblickte, als er über die Tannenschonung hinweg den Hügel rasch erklommen hatte, das mußte ihm ernste Sorge einflößen, zunächst nicht für sich, wohl aber für die Sache, die er zu retten unternommen. Er hatte viele Beschreibungen solcher Aufzüge gehört, er hatte in Blatna die Maskerade der Patrioten entstehen sehen und über den Eifer der Komödianten oft gelächelt; aber was da vor seinen Augen begann, das zeigte den Ernst des ganzen Spiels. Über zweitausend Personen waren versammelt und mehr als die Hälfte der Leute stand festgegliedert und uniformiert da, wie Bataillone, die bereit waren, ihrem Führer überallhin zu folgen. Die Ordnung war musterhaft; die berittenen Bauernbanderisten umgaben den ganzen Platz mit ihren kleinen Abteilungen, und je müder die Pferde von der Arbeit waren und je schlechter die Banderisten auf ihnen saßen, um so unbeweglicher standen sie da und trennten die Gruppen. Nur der dicke Brauer auf einem seiner stattlichen Füchse sprengte hin und her, war bald neben der Rednertribüne, bald neben dem Gendarm, als ob er was Wichtiges auszurichten hätte. Er fühlte sich als Adjutant und ließ seinem Gaul keine Ruhe, weil er sich einen Adjutanten in der Schlacht auch immer in Bewegung dachte. Und wenn er bei den Sokolisten von Blatna oder bei der vereinigten Feuerwehr vorüber sprengte, so lüpfte er sein rundes Hütchen mit der langen Reiherfeder und rief feurige Worte, die jedesmal mit einem schallenden „Slawa“ beantwortet wurden. Die Turner und die Feuerwehrleute standen rechts und links von der Rednertribüne aufmarschiert und sahen schmuck und bunt aus. Jeder von ihnen hatte ein breites blau-weiß-rotes Band um den Leib

geschlungen, dieselben panslawistischen Farben trugen die Banderisten auf den Schultern und mit eben solchen Fähnlein war die Bühne geschmückt, über welcher nur noch in einsamer Größe die mächtige weiß-rote Landesfahne flatterte.

Der Eindruck verlor nichts durch das lebhafte Treiben, das im weiteren Umkreis sich entfaltete. Hier drängten sich die einzelnen Besucher des Meetings durcheinander um die Tische und Krambuden der Verkäufer und Verkäuferinnen, um die Fässer des Brauers und um die Würfelbecher der Spieler. Die Meisten waren hungrig aus der Kirche gekommen und erlabten sich jetzt an sauren Gurken, Pomeranzen, Würsteln und an Bier. Und auch der würdevollste Feuerwehrmann verschmähte es nicht, in der einen Hand die Gurke und den Helm zu halten, während er mit der anderen die schweißbedeckte Stirn wischte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hochschule für Eisenbahner.

Die Reichsbahnzentralschule in Kirchmöser bei Brandenburg. — Praktische Ausbildung statt theoretischen Unterrichts. — Hebung der Betriebssicherheit durch Spezialausbildung der Beamten.

Als erste Anstalt dieser Art in Europa hat die Reichsbahnverwaltung in Kirchmöser bei Brandenburg eine „Hochschule" für Eisenbahnbetriebsbeamte eingerichtet. Unser W. H.-Mitarbeiter hatte Gelegenheit, diese Schule zu besuchen, worüber er im Folgenden ausführlich berichtet. Die Schriftleitung.

In dem Bestreben, die Betriebssicherheit auf ihren Strecken immer mehr zu vervollkommnen, ist die Reichsbahnverwaltung nicht nur bemüht, die technischen Anlagen (wie Stellwerke, Signale, automatisch-optische Befehlsübermittlung usw.) auszubauen und ihre Bedienung zu vereinfachen, sondern sie hat vor einiger Zeit auch eine „Hochschule" für ihre Betriebsbeamten eingerichtet, die bisher auf der ganzen Welt die einzige ihrer Art sein dürfte. Bis jetzt konnten Anfänger im Stellwerks- und Fahrdienst ihren zukünftigen Wirkungsbereich nur durch Zusehen auf den Stellwerken bzw. als unverantwortliche Zugbegleiter kennen lernen, was natürlich mancherlei Gefahren in sich barg. Nur in ganz ruhigen Stunden wurden solche „Lehrlinge" an das komplizierte Hebelsystem der Stellwerke herangelassen und mußten sich ihre Fertigkeit im Bedienen eines großen Bahnhofsabschnittes mühselig am Rangieren und Zusammenstellen von Güterzügen aneignen.

In der richtigen Erkenntnis, daß diese Art der Ausbildung nur mangelhaft sei, und daß nach ihr selbst dem aufmerksamsten Beamten immer noch Fehler unterlaufen können, die unabsehbares Unheil anrichten, hat die Reichsbahnverwaltung sich auf dem Eisenbahnwerk Brandenburg-West in Kirchmöser die erste „Reichsbahnzentralschule" eingerichtet. In den Räumen einer ehemaligen Pulverfabrik hat der Leiter, Bahnrat Couvé, in mühevoller Kleinarbeit eine Lehranlage geschaffen, die einfach mustergültig ist und ihresgleichen auf der ganzen Welt sucht. Ein großer (ausschließlich den Schülern zur Verfügung stehender) Musterbahnhof mit Stellwerk, Signalanlage und Befehlszentrale, ein Bahnsteig mit Sperre, Fahrkartenausgabe und Gepäckabfertigung, Güterannahme, mehrere Hörsäle, Kantinen, Unterkunftsräume und ein Ausstellungssaal gehören zu ihr. Die Eisenbahn-„Hochschüler" werden während der Lehrkurse untergebracht in 50 Doppelzimmern mit elektrischem Licht, Zentralheizung und Wasserleitung. Jeder Lehrgang umfaßt etwa 100 Schüler aus allen Direktionsbezirken des Reiches, denen während ihres Aufenthaltes in Kirchmöser das volle Gehalt gezahlt wird. Lediglich für Unterkunft und Verpflegung (für die ebenfalls die Schulleitung sorgt) werden 7 RM. pro Woche in Rechnung gestellt.

Die Ausbildung selbst erfolgt nur zum kleinsten Teil durch theoretischen Unterricht, in dem in erster Linie das Bahnsicherungssystem, Schwachstromtechnik und allgemeine Eisenbahnbaukunde gelehrt wird. Der weitaus größte Teil der Ausbildungszeit wird zu praktischen Übungen im Stellwerk, im Bahnhofsdienst und im Kontrolldienst verwandt. In dem kleinen Musterbahnhof herrscht reges Leben: erwachsene, beamtete Männer spielen Eisenbahn. Oder richtiger: sie lernen spielend ihren verantwortungsvollen Dienst. Da kommt ein Lehrer und verlangt (eine Minute vor Abgang des Zuges!) eine Fahrkarte nach irgendeinem gottverlassenen Nest. Ein „Leider führen wir diese Karte nicht!" gibt es nicht. Also nachschlagen und die Karte ausschreiben, während der Zeiger der Uhr unerbittlich weiterrückt. Zwischendurch muß — wie oft auf kleinen Stationen — die Strecke freigelegt und blockiert werden, das Telephon rattert, und ein zweiter Aufsichtsbeamter errechnet mit der Stoppuhr in der Hand, wie lange der Schüler für die Ausführung des ihm erteilten Auftrages braucht.

Am Gepäckschalter werden unterdessen Gepäckstücke mit raffiniert ausgesuchten Fehlern in der Verpackung aufgegeben. Die Aufgabe des Schülers ist es nun, nicht nur Gepäckschein und Versicherungsquittung richtig auszustellen, sondern auch bei größter Höflichkeit in kürzester Zeit die Beförderungsgebühr zu errechnen und die Kolli selbst auf zulässige bzw. schadhafte Verpackung zu untersuchen. Die Ergebnisse jedes einzelnen Kursusteilnehmers werden von Tag zu Tag in Vordrucke eingetragen, um ständig auf diese Weise eine zuverlässige Kontrolle über seine Fortschritte zu haben.

Am interessantesten — und zugleich am schwersten — ist zweifellos der Dienst im Lehrstellwerk. Unter Aufsicht eines Lehrers müssen hier z. B. zwei Schüler eine Strecke für die Ausfahrt eines Zuges bei stärkstem Rangierbetrieb freimachen und die entsprechenden Signale geben. Seit der Errichtung dieses Lehrstellwerkes können selbst Anfänger jetzt ohne Gefahr für Passagiere und Material in verhältnismäßig kurzer Zeit alle in einem großen Bahnhofsbetrieb vorkommenden Arbeiten lernen, wie: Signal, Weiche, Vor- und Nachmelden, Beseitigungen von Störungen, Unfallmeldungen, Blockierungen usw. Auch hier wird zum größten Teil „blind" gearbeitet, das heißt: die Aufgaben werden von dem Lehrer gestellt, ohne daß der Schüler Gelegenheit hat, sich an dem Standort der (ja nur angenommenen) Züge über die notwendigste Arbeit zu informieren. Nur selten stellt die Reichsbahnverwaltung Maschinen und Wagen zur Verfügung, die dann gleichzeitig für den praktischen Ausbildungsdienst der Zugführer und Schaffner herangezogen werden.

Die Kosten der Schule, die von den Reichsbahn allein getragen werden, sind verhältnismäßig sehr niedrig. Aus den — im Ausstellungssaal ausgehängten — Statistiken der Zentralverwaltung geht hervor, daß die höchsten Unfallziffern dann verzeichnet werden mußten, als für die gründliche Ausbildung des Nachwuchses am wenigsten getan werden konnte (1918—1920). Die Bahnverwaltung hat in diesen Jahren zwar auf der einen Seite durch den Fortfall der Spezialkurse Ersparnisse erzielen können, mußte aber auf der anderen Seite riesige Mehrausgaben auf Unfall- und Instandsetzungskonto buchen. Als Anhaltspunkt für die Winzigkeit des Etatspostens für die Reichsbahnzentralschule erklärte der Kursusleiter lächelnd, daß im Jahre 1927 z. B. für Putzwolle und Lappen rund 4 Millionen Reichsmark ausgegeben werden mußten, während die Schule in Kirchmöser nur etwa 6 Millionen Reichsmark erfordert.

Zurzeit werden in der Eisenbahn-„Hochschule" nur Beamte ausgebildet, die bereits eine längere Dienstzeit hinter sich haben und die in die mittlere bzw. gehobene Beamtenlaufbahn übergehen wollen. Anfänger findet man in Kirchmöser gar nicht, da ja noch immer ein großer Teil der Beamtenlaufbahnen bei der Reichsbahn gesperrt ist. Ständig zu den Kursusteilnehmern gehört ein Teil der Reichsbahnwanderlehrer, die auf diese Weise stets auf dem Laufenden bleiben über alle Neuerungen bzw. Abänderungen der Dienstvorschriften. Das stärkste Kontingent der Eisenbahnhochschüler aber stellen die Stellwerksbeamten, D-Zug-Schaffner und Zugbegleiter, also diejenigen Personalgruppen, die neben den Maschinenführern die verantwortungsvollste Tätigkeit auszuüben haben. Diese so sorgfältig wie nur irgendmöglich für ihren schweren Dienst vorzubereiten, ist die vornehmste Aufgabe der Reichsbahnzentralhochschule in Kirchmöser. **W. Helm.**

An der „Front" in Palästina.

Moderne Kampfverfahren im Kriege gegen die Heuschrecken.
Von Günther Erlenbeck.

Fast alljährlich kommen aus den Weiten der arabischen Wüsten Riesenschwärme von Heuschrecken, um die fruchtbaren Teile Palästinas und Transjordaniens heimzusuchen. Der Schaden, den die gefräßigen Insekten anrichten, ist ungeheuer, denn die Heuschrecke verschlingt alles, was sie auf ihrem Wege findet: weder das Kerosin der Telegraphenstangen noch die geteerten Wagendecken der Eisenbahn oder die Rinde der Bäume ist vor ihrer Freßgier sicher. Vor

einigen Wochen wurde wieder das Hügelland östlich des Jordan von riesigen Schwärmen heimgesucht, die ihre Eier dort ablegten. Obgleich das Gelände in weitem Umkreise umgepflügt wurde, um die Brut im Keime zu vernichten, schlüpften doch Myriaden junger Heuschrecken aus, die für die benachbarten Landesteile eine furchtbare Gefahr bildeten. Denn die Gefräßigkeit der alten Tiere ist nichts im Vergleich mit der ihrer Jungen. Es wurde daher ein regelrechter Feldzug gegen den geflügelten Feind unternommen, wobei man sich alle Errungenschaften moderner Kriegführung nutzbar machte.

Das Hauptquartier befand sich im Ackerbauamt in Jerusalem. Drei „mobile Kompanien" wurden auf der 60 Kilometer langen „Front" von Lisan, am Ostufer des Toten Meeres bis nach Schunet, östlich Jericho, eingesetzt. Als „Generalstabschef" wirkte der Regierungsentomologe in Jerusalem, der die Operation leitete.

Die mobilen Kompanien beziehen an geeigneten Stellen der Front ihre Standlager. Erkundungstrupps gehen vor, um abgetrennte Schwärme des „Feindes" aufzuspüren und zu vernichten. In den Standlagern befindet sich die Ausrüstung an Flammenwerfern und die „Munition": lange Reihen großer Petroleumfässer aus starkem Eisenblech, daneben Behälter mit Arsenik und kieselfluorwasserstoffsaurem Salz. Beide Gifte werden aber nur ungern angewandt, da sie zu langsam wirken und die Kulturen schädigen. Dann gibt es hohe Stapel von Zinkblechplatten, eiserne Bolzen und Pfähle, Hacken, Spaten und viele andere Werkzeuge. Außer den technischen Beamten, gewissermaßen den Offizieren dieses eigenartigen Heeres, befinden sich in jedem Lager etwa dreihundert Arbeiter, die auf Grund eines noch gültigen türkischen Gesetzes zur Hilfeleistung in Notfällen wie dem vorliegenden herangezogen werden können.

Motoromnibusse aus Jerusalem befördern die Streitkräfte an die bedrohten Punkte. Die jungen Heuschrecken pflegen sich in wimmelnden Schwärmen auf dem Boden vorwärts zu bewegen. Hat man einen solchen oft viele hundert Meter breiten und noch viel längeren Schwarm festgestellt, so wird über Nacht aus verzinkten, etwa einen halben Meter hohen Blechplatten, die durch eiserne Pfähle gestützt werden, eine Art Damm gegen die heranwogende Flut errichtet. Ein solcher Zinkblechdamm ist bis zu fünf Kilometer lang, gegen die herannahenden Heuschrecken zu ein wenig geneigt, um diesen nach Möglichkeit ein Überklettern oder Überspringen zu erschweren. Alle 20 Meter etwa wird eine große ein halb Meter tiefe Grube ausgehoben, in die mit Erde bedeckte, leicht geneigte Zinkplatten hineinführen.

Von den Hügeln nahen sich, angelockt durch den Duft der nahen Felder, bald nach Sonnenaufgang die hungrigen Heuschrecken. Beiderseits ihres Zuges wird mittels besonderer Apparate ein „Sperrfeuer" aus Paraffin gelegt, das sie nicht zu überschreiten vermögen. Der Schwarm trifft nun auf die Blechmauer, an der er, da er das Hindernis nicht überwinden kann, entlang wandert. Man sieht kleine, dunkle, eben ausgeschlüpfte Heuschrecken; größere, deren weiße Streifen anzeigen, daß sie sich im zweiten Entwicklungsstadium befinden, und endlich fast oder völlig ausgewachsene grün und gelb gefärbte, die bereits Flügel aufweisen. Früher oder später kommen die Tiere an die einzelnen Gruben, in die sie hineinfallen müssen und die bald von einer wimmelnden, durcheinander krabbelnden, lebenden Masse gefüllt sind; ein unbeschreiblicher Anblick. Dazu bringt das Rascheln der noch kaum entwickelten Flügel, das Knistern der unzähligen Fühlhörner ein ganz eigenartiges Geräusch hervor, von dem man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann.

Ist die Grube gefüllt, so kommen die Flammenwerfer zu ihrem Rechte. Das brennende Petroleum fließt in die Grube, und im Nu sind die Heuschrecken von der Flamme verzehrt. Die Arbeiter räumen die verkohlten Reste, die braunem Lehm gleichen und einen fürchterlichen Gestank verbreiten, tonnenweise fort, um neuen Opfern Platz zu machen.

So füllt sich eine Grube nach der andern und wird in der beschriebenen Weise „erledigt". Millionen und Abermillionen von Heuschrecken gehen auf diese Weise zugrunde. Andere, welche die Gruben vermieden haben, werden durch ausgesprengtes Paraffin vernichtet. Sollten größere Mengen entkommen sein, so verlegt man die Front in der nächsten Nacht entsprechend, um auch ihrer habhaft zu werden. Bei der raschen Entwicklung der Heuschrecken findet man auch junge Schwärme, die schon das geflügelte Stadium erreicht haben und mithin eine besondere Gefahr bilden. Diese werden in der Morgenfrühe, wenn sie infolge der Kälte der Nacht noch steif und unbeweglich sind, mit Feuer und Gift ausgerottet. Was dann noch bleibt, fällt den Störchen, Spinnen und Ameisen zur Beute, die in dieser Zeit stets einen gedeckten Tisch finden.

Szenen wie die geschilderte spielen sich gleichzeitig an zwanzig, dreißig Stellen der ausgedehnten Front ab. Der Ausgang des Kampfes zwischen Mensch und Heuschrecke ist noch ungewiß, die Waagschale dürfte sich aber auf Seite des ersteren neigen. Der eigenartige Feldzug ist dabei verhältnismäßig billig: dank der Konkurrenz der großen Petroleumgesellschaften braucht man nur für zehn Pfennig Petroleum, um „ein Kilometer Heuschrecken" zu vernichten.

Bunte Chronik

*** Ein Theater für 40 000 Zuschauer.** In Atlantic City wird das größte Theater der Welt gebaut, ein Theater mit 40 000 Zuschauerplätzen. Die Bühne kann 1500 Mitwirkende fassen. Die Baukosten sind auf 17 Millionen Mark veranschlagt.

*** Schaffung eines Nietzsche-Haines.** Das Grab Friedrich Nietzsches, das sich auf dem Friedhof in Röcken befindet, muß renoviert werden. Freunde und Verehrer des Philosophen planen nun anläßlich dieser Erneuerung, den Platz, auf dem Nietzsche begraben liegt, zu einem Nietzsche-Hain auszugestalten. Eine Sammlung soll die Mittel aufbringen.

*** Neuerungen beim Fischfang.** Die Fischerei-Industrie macht eifrigen Gebrauch von den technischen Neuerungen, die sie für ihre Sonderzwecke ausgestaltet. Das Radio wird bereits für den Walfischfang verwendet; und nun liest man von einem Verfahren einer englischen Fischereigesellschaft, die sich des vom Stellungskrieg her bekannten Schallmeßapparates bedient. Mittels dieses Apparates werden die Geräusche, die ein Fischzug verursacht, aufgenommen und seine Entfernung und Tiefe festgestellt, so daß der Fang mit Aussicht auf Erfolg begonnen werden kann.

*** Rechtschreibung und Etikette.** König Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin, die Königin Luise, waren bekanntlich keine Anhänger des steifen Hofzeremoniells. Namentlich in den ersten Jahren ihrer Ehe, als noch nicht die Sorgen und Pflichten des Thrones auf ihnen ruhten, schlugen sie gern der Etikette ein Schnippchen. So redeten sie sich — damals bei Hofe ein unerhörter Brauch — mit dem bürgerlichen „Du" an. Auf die erstaunt verweisende Frage des königlichen Vaters rechtfertigte sich der Kronprinz heiter: „Mit dem „Du" weiß man immer, wer gemeint ist. Beim „Sie" entsteht jedoch leicht der Zweifel, ob es mit einem großen oder kleinen „S" gesprochen wird."

Lustige Rundschau



*** Mode.** Herr Fissel seufzt: „Zu verrückt, diese Weiber heute. Gestern habe ich ein Gewichtsexperiment angestellt. Ich habe das Ballkostüm meiner Frau gewogen. Es wog 270 Gramm. Dann habe ich das Badekostüm meiner Frau gewogen. Es wog anderthalb Kilo."

*

*** Kleider.** 1919: „Was denken Sie! Ein neues Kleid? Aber ich habe mir doch erst vor kurzem eins arbeiten lassen. Vor noch nicht vier Jahren." — 1929: „Was denken Sie! Ein neues Kleid? Aber das habe ich mir doch schon vor einer Ewigkeit arbeiten lassen. Vor schon ganz drei Stunden."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.